

Der
P ä d t e r M a r t i n
und
S e i n V a t e r.

Erster Band.



Leipzig 1792.
Vey Georg Joachim Göschen.

V o r r e d e.

„**M**artin, warum schreibst du?“ —
Aus Ehrgeiß? — Das wäre wohl
unter meinen närrischen Streichen der nár-
riscste. Nein; nicht aus Ehrgeiß. Auch
nicht um ein Paar Thaler Geld
zu verdienen; denn ich habe, Gott
sey Dank, mein tägliches Brod, und zwey
gesunde Hände zur Arbeit. Auch kann

ich nicht sagen, daß mich meine Freunde darum gebeten hätten. Ich will's euch aufrichtig gestehen, wie ich auf den Einfall gekommen bin.

Ich hatte einen Vater, von dem ich kühnlich behaupten darf: es war ein ganzer Mann! Sein Herz — es giebt viele gute, sehr gute Menschenherzen, aber unter allen, die ich noch kennen lernte (so weit man so was kennen lernen kann) unter allen, das meinige nicht ausgenommen, fand ich noch keins, das durchaus so gut war, wie das Herz meines Vaters. Und sein Kopf — machte seinem Herzen keine Schande.

Ihr meint, das klinge wie Selbstlob, weil der Gelobte mein Vater sey. Das meine ich nicht; und bey Gelegenheit will ich euch sagen, warum ich in dem Stücke andrer Meinung bin.

Jetzt bleiben wir hübsch bey der Hauptsache. — Nun da dachte ich: es möchte manchem frommen, wenn ich ihm erzählte, was mein Vater gesagt und gethan habe. Ich will's also erzählen, so gut ich's kann; und es sollte mich baß freuen, wenn es jemanden frommte.

Ich war erst Willens, seine ganze Lebensgeschichte, von der Geburt an bis zum Grabe, in seiner Ordnung aufzuschreiben;

habe aber den Versuch aufgegeben: denn ich überlegte, daß ich nur ein Abendstündchen — nach vollbrachter Arbeit — auf's Schreiben verwenden könne, und daß mir dann wohl nicht immer zu rechter Zeit einfallen möchte, was der Ordnung nach eben folgen müßte. Demnach will ich auf die feine Ordnung, so sehr ich sie sonst liebe, dermalen Verzicht thun, und lieber jeden Abend das schreiben, was mir eben am Tage eingefallen ist. Nun könnt's aber kommen, daß mir manchmal auch ein guter Gedanke einfiel, den ich selbst gedacht hätte: und da seh' ich nicht ein, warum ich ihn nicht auch aufschreiben sollte. Gern würde ich zwar in dem Falle dabey

sagen, daß es mein Gedanke wäre; ich merke aber schon zum voraus, daß mir das viel Kopfbrechen kosten würde. Es ist mir schon oft so gegangen, daß ich zuversichtlich glaubte, ich hätte dieß oder jenes selbst erdacht, und am Ende fand ich doch, daß mir's mein Vater vorgedacht, oder mir doch auf die Spur geholfen hatte. Was zu thun? Ich schreibe, was mir wahr und gut scheint, und was es wirklich ist, das gehört ganz oder doch zum größern Theile meinem Vater.

Was gefehlt ist, hat Martin gefehlt.
— Doch will ich das, was ganz gewiß und wörtlich von meinem Vater

kömmt, mit ein Paar Doppelhäfchen (ich
glaube man nennt's Ausführungszeichen)
kenntlich machen. *)

*) Ein Theil von Pächter Martins und
seines Vaters Erzählungen, Launen,
Einfällen, Philosophie für's Hans ic.
wurde zum erstenmale im Deutschen
Merkur gedruckt. (S. das 6, 10 u.
12te St. 1791.)

A. d. H.

Verzeichniß
der in diesem ersten Bande enthaltenen Num:
mern, nach Aufschrift und Seltenzahl.

	Seite.
I.	
Ueber Namen und Titel.	1
II.	
Der Mann, der mir beneidungswürdig schien.	5
III.	
Ich sehe gern Licht.	9
IV.	
Das Sonntagskleid.	12

	Seite.
V.	
Eine Erfahrung aus dem heiligen Chesiande.	14
VI.	
Ueber Kleidertrauer und Begräbniß.	18
VII.	
Fragment aus einem alten Kochbuche.	23
VIII.	
Die großen und kleinen Zahlen.	38
IX.	
Noch eine Vorrede.	45
X.	
Julderich.	49
XI.	
Mein Vater.	68
XII.	
Der Minister.	93

	Seite.
XIII.	
Die Bildergallerie.	100
XIV.	
Etwas über Menschenkenntniß.	111
XV.	
Vom Zutrauen.	121
XVI.	
Von seidenen, wollenen und hanfenen Nerven.	125
XVII.	
Ein kleiner Beitrag zur Beantwortung der großen Frage: wie man Leidende trösten müsse.	127
XVIII.	
Die Festnacht im Mondsheine.	141
XIX.	
Die Priesterin der Juno.	149

	XX.	Seite.
Meine Ordnung.		153
	XXI.	
Meine Wünsche.		161
	XXII.	
Bringe keine schlimme Botschaft; bestimme sonst schlimmes Trinkgeld.		163
	XXIII.	
Ueber Selbstprüfung.		166
	XXIV.	
Das Sonntagsbuch.		175
	XXV.	
Ueber Hypochondrie und frohe Gesichter.		192
	XXVI.	
Ueber Unschuld.		201
	XXVII.	
Geschichte der unglücklichen Luise I**.		215

	Seite.
XXVIII.	
An Mädchen und Jünglinge.	234
XXIX.	
Die Schreibetafel.	239
XXX.	
An Mädchen, welche glückliche Weiber werden wollen.	248
XXXI.	
Ein Abendlied.	252
XXXII.	
Ein Morgenlied.	255
XXXIII.	
Lied auf Bergen zu singen.	258
XXXIV.	
Warum ich vorsiehende drey Lieder habe drucken lassen.	260
XXXV.	
Ein Beytrag zum Kochbuche. N. VII.	263

	Seite
XXXVI.	
Der letzte Tag im Jahre.	269
XXXVII.	
Gedanken und Empfindungen am Vorabend des Neujahrs. Eine Vorlesung.	274

I.

Ueber Namen und Titel.

Martin — ja, wie ich noch ein kleiner Bube war, so hätte ich was drum gegeben, wenn mich mein Vater hätte anders nennen lassen, so fatal war mir der Name. Weiß selbst nicht warum, aber — er war mir fatal. Ich glaube aber doch, es kam daher, weil mich einmal der Verwalter dumme Martin schimpfte, und da sprach er das Martin so vertrackt aus, als wenn sich's schon an sich verstünde, daß Martin so viel als ein Dummkopf hieße, wenn man auch das dumme nicht dazu setzte. Nun wie dem auch sey, genug ich hätte lieber Caspar, oder Nicos

laus, oder wie ihr wollt geheissen, nur nicht Martin. Da erzählte aber einmal mein Vater von Doktor Luthern, daß der ein Mann wie ein Daus gewesen wäre, und der hätte auch Martin geheissen. Auch he! da sprang ich vor Freude wie ein Böckchen, und sagte es alt und jung, und ich glaube gar, auch unserm alten Spitz, daß Doktor Luther auch Martin geheissen hätte. Von der Zeit an klang mir der Name Martin wie Glock zwölf zu Mittage, wenn's zur Schüssel geht. Glaube deshalb ja nicht, als sey ich so abscheulich Martin; Lutherisch, daß ich irgend einen andern hassen oder nur minder lieben könnte, der Luthers Katechismus nicht gelernt hat. Gott behüte! Aber Respekt, recht viel Respekt habe ich vor dem seligen Luther. Es war ein Ehrenmann. Ich würde die Mühe vor ihm abziehen, und wehn ich der heilige Vater von Rom selbst wäre. — Zwar der heilige Vater von Rom trägt keine Mühe. Ey nu, es ist so um's Mühenabziehen ein sehr zwey-

deutlig Ding; das fühl' ich, so oft ich die Mühe vor unserm gnädigen Herrn abziehe. Aber Respekt, recht viel Respekt habe ich vor dem seligen Luther.

Also, wie gesagt, ich war stolz auf den Namen Martin', und mochte es wohl damit übertreiben. Siehe, da kam einmal mein Vater mit ernstem Gesicht zu mir, und sagte: „An dem Paul Martin ist doch kein gutes Haar!“

An wem? an welchem Martin?

„An unserm Kleinknecht.“

Hm! Der heißt ja Paul.

„Ja Paul Martin.“

Das ärgert mich, daß er Martin heißt; so hieß ja Doktor Luther.

„Paulus war eben so brav wie Luther. Der Kerl hat beyder Namen und taugt doch nichts. Es ist mit den Namen wie mit den

Titeln. Eigentlich ehren können sie nicht, wohl aber den, der des Namens und des Titels nicht werth ist, desto mehr schänden. Unser Spitz ist ein gutes Thier seiner Art, und niemand tadelt ihn, daß er nicht mehr ist; aber man lacht über unsers Nachbars Spitz, weil er Löwe heißt, und doch nur ein Spitz ist!“

Von der Zeit an war ich mit meinem Namen eben nicht unzufrieden, aber auch nicht stolz darauf.

II.

Der Mann, der mir beneidungswürdig schien.

War je einmal ein Mensch, den ich um sein Glück beneidet habe, so war es ein gewisser Rath eines Fürsten, der noch lebt, den ich aber nicht nennen will, um ihm seine Freude nicht zu verderben. So ganz genau genommen war es wohl eben kein Neid; denn ich gönnte ihm sein Glück gar herzlich, aber ich hätte alles drum gegeben, wenn ich hätte eben so glücklich seyn können, wie er war. Ihr könnt leicht denken, daß ich ihn nicht beneidete, weil er ein Fürstenrath ist und ich nur der Pächter Martin bin. Pächter Martin kennt mehrere Fürsten; und Königsräthe; und Fürsten und Könige selbst, die er nicht einen Augenblick beneiden könnte, und mit denen er nicht tauschen würde; wenn es auch nicht

Pächter Wärten, sondern nur Pächter Mär-
tens Kleinknecht, oder sein Gänsehirte wäre.
Aber mit dem da, den ich nicht nennen wollte,
um ihm seine Freude nicht zu verderben, war's
ganz eine andere Sache. Der hatte euch sei-
nen Fürsten, der ein Leichtfuß war, (wie es
deren mehr geben soll) so ganz allmählich um-
gestimmt, daß er wurde, was alle Fürsten
seyn sollten, aber nicht immer sind — allen
seinen Unterthanen ein lieber guter Vater.
Da kamen Dinge zu Stande, die ihr euch
im Schlafe nicht schöner hättet träumen kön-
nen. In Zeit von sechs Jahren blühte das
Land wie ein Paradies, und die Menschen
waren so froh darinnen, wie Adam und Eva,
ehe sie den verwünschten Apfel gegessen hatten.
Und das alles war das Werk des guten Na-
thes; und der Fürst wußte es selbst nicht,
und, außer mir wußte es nur noch ein einzi-
ger Mann auf dem Erdboden. Wie er das
angefangen habe, daß es der Fürst selbst nicht
wußte, das kann ich euch so genau nicht sagen.

Aber wenn er so was gedacht hatte, das gut wäre, wenn der Fürst darnach thäte, so wußte er es dem Fürsten so unmerklich in's Herz zu schieben, daß der Fürst geschworen hätte, es wäre ihm nicht hinein geschoben, sondern wäre da auf eignem Grund und Boden gewachsen. Daher kam's denn, daß der Fürst seinen Rath zwar lieb hatte, weil er wußte, daß er ein ehrlicher Mann sey, dergleichen bey Hofe nicht viel gedeihen sollen — weil die Gluth der Fürstengunst alle gute Pflanzen ausdorrt: — aber daß sein Rath durch ihn denke und handle, daß er nur so ein Ding, wie ein Clavier, und sein Rath der Spteler sey, das ließ er sich nicht einfalsen. Und gut für ihn und sein Land, daß es ihm nicht einfiel, er würde sonst seinen treuen Diener weniger geliebt, und weniger Gutes gethan haben. So aber that er viel Gutes, und seine Unterthanen liebten ihn, wie die guten Kinder ihren guten Vater, und dankten ihm, daß er's ihnen so wohl seyn ließe. Und

das thaten sie einmal so festlich schön und rührend, daß männiglich, und dem Fürsten selbst, die heißen hellen Thränen über die Backen herab liefen. Da stand nun sein Rath neben ihm, als bloßer Zuschauer, und sein Angesicht glänzte wie das Angesicht eines Engels. Vey dem einzigen Gott! ich glaube, daß in der Stunde kein Engel im Himmel seliger war als — der Mann, der da als bloßer Zuschauer neben dem Fürsten stand!

Schöner, meint ihr, wär's aber doch gewesen, wenn der Fürst nun seine Hand ergrieffen, ihn vor den Augen des ganzen Volks umarmt, und laut gesagt hätte: Das ist der edle Mann, dem ihr alle das Gute, das ich euch that, zu verdanken habt! —

So! meint ihr das? — Nun habe ich nichts weiter mit euch davon zu reden.

III.

Ich sehe gern Licht.

Wenn ich zuweilen in der Dämmerstunde — oft kommt's nicht, aber doch zuweilen — düstler wie der herannahende Abend vor mich hinstarre, und meine liebe Marie bringt das Licht in die Stube, so ist mir's oft, als wenn's mit einemmale, nicht bloß in der Stube, sondern auch in meiner Seele heller lichter Tag würde. Als mein Heinrich — der gute Heinrich! — gestorben war, saß ich eines Abends in meiner dunkeln Kammer, unaussprechlich traurig. Es war als wenn mir's die Brust zusammenschnüren wollte. — Ich hätte so gern geweint, und konnte nicht weinen. Mit einemmale geht die Thür auf, und — es war eben meines Wilhelms Geburtstag, woran ich nicht gedacht hatte — meine Marie brachte den Geburtstagskuchen mit Licht.

tern besteckt. Da war's als wenn mir ein großer Stein vom Herzen fiel, und ich konnte herzlich weinen.

Es gab mir einmal ein gelehrter Mann einen sehr gelehrten Grund an von dieser Erscheinung, wie er's, glaube ich, nannte; der aber, bey aller seiner Gelehrsamkeit, auf den einfältigen Martin nicht recht passen wollte — vielleicht eben deswegen weil er so gelehrt war. Die Ursache, die ich mir denke, ist sehr einfältig, ich wollte aber wohl drauf wetten, daß sie, trotz ihrer Einfalt, doch die wahre wäre. Als kleiner Bube freute ich mich auf kein Fest im ganzen Jahre mehr, als auf's Christfest. Da wurde in die Wette gegangen, wo viele hundert Lichter brannten, und wo ich zu den Hunderten auch mein Lichtchen anzündete. Nach der Wette wurde beschert, und beym Bescheren brannten wieder ein halb Schock Lichter; das war eine Herzensfreude!

Nun denkt der alte Martin freylich in dem Augenblick, wo die Lichter seine Seele aufhellen, an keine Wette und Christbescherung: aber er denkt auch, wenn zu Mitternacht des Wächters Ruf ihn traurig macht, nicht immer an den Tod seiner Mutter, und ist doch überzeugt, daß kein Nachtwächter ihn, mit seinem heisern Rufe, traurig machen könnte, wenn er nicht in seinem fünften Jahre am Grabe seiner Mutter, durch den, der da so dumpf, so schaurig sang, so gewaltig wäre erschüttert worden.

„Starke Eindrücke in der Kindheit empfangen, kann keine Zeit vertilgen! — Nimm dir ein liebes, frohes, freundliches Weib, und, wo möglich, auch ein freundliches Kindermädchen; sonst wird dein Knäblein einst ein Murrkopf werden.“

IV.

Das Sonntagskleid.

Meinethalben möge ihr immer noch einige Festtage abschaffen; denn die Menge von Festtagen macht Bettler, Faullenzler und Lauges nichts. Aber den Sonntag haltet mir in Ehren! Ich weiß nicht, ob die Vornehmen und Gelehrten eben so gut oder schlecht, als sie ohnehin sind, bleiben würden, wenn kein Sonntag wäre: aber das weiß ich, daß der gemeine Bürger und Landmann kaum halb so gut seyn würde, als sie sind, wenn kein Sonntag wäre. Der Lehre und des Unterrichts gar nicht zu gedenken, so ist schon das eine große Wohlthat, nach sechs arbeitsvollen Tagen einen Ruhetag zu haben.

„Den könnte sich aber jeder selbst machen.“

Glaubt das nicht! Die reichen Hsegrimms würden gewiß ihren Arbeitern keinen Ruhetag

verstatten; manchem andern würde sein eigener Geiz der Hsgrimm seyn; und noch andere würden auch ohne Geiz, aus ängstlicher Sorge der Nahrung einen Tag wie den andern fortarbeiten, weil sie nicht wissen, daß man mehr leistet, wenn man nach der Arbeit ausruht, als wenn man ruhelos seine Kräfte abnußt.

Und wäre kein Sonntag, so wäre natürlich auch kein Sonntagskleid. Ihr glaubt aber gar nicht wie viel das Sonntagskleid zur Verbesserung, oder, wie ihr's nennen würdet, zur Veredlung der Menschen in den niedern Ständen beygetragen habe. „„Wer alle Tage in schmutzigen Kittel mit seinen Ochsen pflügen müßte, würde zuversichtlich bald vergessen, daß er etwas mehr als sein Kammerad Ochse sey.““

V.

Eine Erfahrung aus dem heiligen
Ehestande.

Drey volle Jahre war ich Ehemann, und noch liebte, küßte und umarmte ich mein Weib so herzlich und so lüstern, wie ein Bräutigam seine Braut; denn meine Marie hatte mich schamhaft erhalten, weil sie's selbst blieb. Ihr möcht's glauben oder nicht, aber wahr ist's doch: ich sah in den drey Jahren bey meiner Frau nichts mehr, als ich bey meiner züchtigen Braut sehen durfte. — Nach drey Jahren, gerade an unserm vierten Hochzeitfeste, trank ich mit meiner Braut ein Gläschen selbstgezogenen Wein, und fühlte es ganz: daß ich ein glücklicher Mann und meine Frau ein Goldschag sey. Ein Goldschag? — Poffen! Der große Mogul hätte mir können

alle sein Gold und alle seine Herrlichkeit für meine Frau bieten, ich hätte ihn ausgelacht. So wahr ich das Leben habe, ich hätte keinen Himmel voll Seligkeit für meine Marie genommen! — Ach, ich war gar zu glücklich; weinen hätte ich mögen in der einen Minute, und in der andern mich auf der Erde wälzen! — Es war ein schöner Sommertag; hell und warm schien die Sonne durch's Fenster, warm machte der Wein, warm die Freude, und wärmer als Freude, Wein und Sonne — die Liebe. Ich dachte mich Adam, neben mir Eva, das Stübchen ward zum Paradiese. — — —

Das muß ich gestehen: es war ein köstlich Stündchen; aber tausendmal habe ich gewünscht, daß ich das köstliche Stündchen nicht gehabt hätte. Es ging mir gerade wie dem armen Adam, da er von der verbotenen Frucht genossen hatte. Wie er, hätte ich mögen Feigenblätter suchen; wiewohl

sie mir so wenig, wie ihm, möchten genügt haben.

Ich wurde aus dem Paradiese vertrieben, und bin in meinem Leben nicht wieder hinein gekommen.

Noch immer finde ich meine Marie schön und gut, noch kenne ich kein Weib, das mir lieber wäre als sie; und doch habe ich seit der paradiesischen Stunde nie bey ihrem Kusse wieder das gefühlt, was ich vorher fühlte. — Dieselbe schöne Rose; aber entweder hat sie nicht mehr den vorigen bezaubernden Wohlgeruch, oder ich habe für ihren Wohlgeruch nicht denselben Sinn mehr. Ich liebe sie als meine beste Freundin; doch scheint mir's, als wenn ich vordem zwischen Freundschaft und Liebe einen wesentlicheren Unterschied, nicht bemerkt, aber gefühlt hätte. Es scheint mir, als wenn wir uns bis zu jener Stunde noch Jüngling und Mädchen geglaubt hätten,

hätten, und der süßeste Wahn wäre uns nun genommen. Auch schien mir's, als wenn ich zwischen jungfräulicher Schamhaftigkeit und Schamhaftigkeit der Verheiratheten eine kleine Zwischenlinie wahrnähme, die ich aber nicht zeichnen kann.
